

DAS neue BAND



„DAS NEUE BAND“, Mitteilungsblatt der Vereinigung „Ehemaliger Heider Oberrealschüler und Realgymnasiasten“, Heide/Holstein, Sophie-Dethlefs-Straße 28, erscheint dreimal jährlich und wird allen Mitgliedern kostenlos zugestellt. Mitgliedsbeitrag DM 7,— jährlich (für in Ausbildung stehende auf Antrag DM 3,50). Unsere Konten: Dithmarscher Kommunalbank, Heide, Nr. 470 45, Postscheckkonto Hamburg Nr. 431 20. — Redaktion: Joachim Sund, Heide, Ernst-Mohr-Straße 30. Anzeigenteil: „UNSERE STIMME“, Gymnasium Heide. — Druck: H. Sund, Heide, Friedrichstr. 26

Jeden 1. Montag im Monat "Clubabend" im Stadttheater

das neue band

Vereinigung ehemaliger Heider Oberrealschüler und Realgymnasiasten

NUMMER 80
APRIL 1962
34. JAHRGANG

Die Abiturienten 1962

Vom 20. Febr. bis 23. Februar fand an unserer Schule das diesjährige Abiturientenexamen statt.
Hier die Namen der Abiturientinnen und Abiturienten:

Sprachlicher Zweig: O Ia

Name	Wohnort	Berufsziel
Eckhard Bauer	Heide	Soziologe
Gunter Hirt	Heide	Soziologe
Friedrich v. Rothkirch	Heide	Forstwirtschaft
Oswald Scharfenberg	Meldorf	Jurist
Renate Böttcher	Heide	Mittelschullehrerin
Christa Brodersen	Hennstedt	Rundfunkrasserin
Elke Fischer	Heide	Studienrätin
Helga Gruschel	Heide	Reisebürogehilfin
Helga Geertz	Heide	Architektin
Christa Gutzke	Heide	Mittelschullehrerin
Marina Lemke	Hademarschen	Studienrätin
Anke Niemann	Nordhastedt	Ärztin
Minne Rößler	Borgholz	Studium an der Werk-Kunstschule
Elke Weißmann	Pinneberg	Ärztin
Klaus Böttcher	Heide	Sportlehrer

Von der mündlichen Prüfung wurden befreit: Friedrich v. Rothkirch, Gunter Hirt.

O Ib:

Dietmar Dombrowski	Lehe	Studienrat
Reimer Egge	Heide	Studienrat
Heino Emeis	Heide	Marineoffizier
Peter Fischer	Heide	Sonderschullehrer
Reinhard Friedrich	Hademarschen	Jurist
Norbert Heinrich	Hademarschen	Mittelschullehrer
Axel Hendeß	Heide	Jurist
Bernhard Koch	Heide	Journalist
Uwe Lotz	Heide	Zahnarzt
Dietmar Petermann	Heide	Arzt
Jens-Lautrup Petersen	Albersdorf	Mittelschullehrer
Jürgen Pilz	Heide	Arzt

Wolfgang Prahl	Hademarschen	Tierarzt
Manfred Schmidt	Oesterfeld	Arzt
Hauke Schröder	Albersdorf	Studienrat
Hans-Gerd Sommer	Tellingstedt	Studienrat
Regina Heimann	Heide	Tierärztin
Heidi Monscheuer	Heide	Volksschullehrerin
Ursula Wöhler	Apeldör/Hennst.	Mittelschullehrerin
Brigitte Wüst	Heide	Mittelschullehrerin
Gernot Nagel	Bräken	unbestimmt

O I c:

Horst Dauenheimer	Heide	Jurist
Heino Claussen	Nordhastedt	Studienrat
Horst Beckmann	Meldorf	Betriebswirt
Peter Dinse	Heide	Bankkaufmann
Hubert Witt	Meldorf	Bundesbahninspektor
Helga Bruhn	Heide	Volksschullehrerin
Gesine Girgzda	Heide	Volksschullehrerin
Ilse Guth	Oesterfeld	Ärztin
Sabine Haneke	Nordhastedt	Mittelschullehrerin
Antje Heidel	Heide	Volksschullehrerin
Karin Höfer	Heide	soziale Laufbahn
Gisela Kopitz	Heide	Mittelschullehrerin
Karina Kretzschmar	Heide	Organistin u. Kantorin
Constanze Kroeger-Caspari	Tellingstedt	Dipl.-Gärtnerin
Frauke Mühle	Heide	Publizistin
Irene Nordendorf	Heide	Volksschullehrerin

Von der mündlichen Prüfung wurde befreit: Frauke Mühle.

Mathematisch-naturwissenschaftlicher Zweig: O Id:

Wolfgang Bachor	Heide	Elektro-Ingenieur
Hans-Georg Baltrusch	Heide	Zollbeamter
Eckhard Greger	Heide	Dipl.-Bauingenieur
Ingo Haltenhof	Heide	Architekt
Horst Jebens	Meldorf	unentschieden
Jochen Körner	Albersdorf	unentschieden
Hermann Rothert	Heide	Dipl.-Kaufmann
Henning Voß	Heide	Elektro-Ingenieur
Volker Neubert	Meldorf	Zollbeamter
Brigitte Dittrich	Heide	Biologin
Gisela Sprechert	Hohenwestedt	Studienrätin

Von der mündlichen Prüfung wurden befreit: Wolfgang Bachor, Eckhard Greger, Hermann Rothert.

Allen unsere herzlichsten Glückwünsche!



Ein Abschiedswort für den scheidenden Oberstudiendirektor Seifert

Mit Abschluß des Schuljahres 1961/1962 ist Oberstudiendirektor Seifert nach 40 jähriger Lehrerlaufbahn aus dem aktiven Schuldienst geschieden. Nach den vielen Worten ehrender Anerkennung, die ihm bei seiner Verabschiedung zuteil geworden waren, bleibt nur wenig Raum, die Verdienste des Scheidenden noch einmal zu würdigen. Es soll an dieser Stelle lediglich versucht werden, ein Bild des Menschen Seifert zu zeichnen.

Oberstudiendirektor Seifert ist dem Geburtsjahrgang nach ein Kind des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts. Seine Pennälerjahre fallen noch in die sterbende Epoche des wilhelminischen Deutschland. Als junger Student und während der ersten fruchtbaren Jahre seiner Erziehertätigkeit erhält er seine geistige Prägung durch die Weltanschauung der Weimarer Demokratie. Mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus gerät er — wie fast alle seiner Generation — in anscheinend unlösbare Konflikte, die er aber schließlich mit Hilfe seiner an der Geschichtswissenschaft geschulten kritischen Einstellung überwinden kann. So sieht ihn die Nachkriegszeit als einen durch die Lehren der Vergangenheit geläuterten Erzieher, der immer versucht hat, der jungen Generation durch warnende Kritik den Weg zu ebnen.

Dieser in seinem Auf und Ab widerspruchsvoll erscheinende äußere Ablauf seines Lebens hat, wie sollte es anders sein, weitgehend die Persönlichkeit

des Scheidenden mitgeformt. Seine Pflichttreue, die fast altpreußisch anmutet, und der nimmermüde Einsatz für die Belange seiner Schule gehören zu den bemerkenswertesten Eigenheiten seines Wesens. Dazu paart sich sein Mut zu ehrlicher Kritik mit der Überzeugung von der Richtigkeit der eigenen Ansichten. Ein glückliches Erbe bescherte ihm eine robuste Gesundheit; er er hat in den 8 Jahren seiner Heider Amtszeit nicht eine Unterrichtsstunde wegen Krankheit versäumen müssen. Ohne eine Spur von Ermüdung zu zeigen, hat er unentwegt stundenlange Konferenzen „bis zum bitteren Ende“ geleitet. Daß er sich trotz manch herber Enttäuschungen während der ersten Jahre nach dem Zusammenbruch einen gesunden Optimismus bewahrt hat, läßt vermuten, daß sein weiteres Leben von der Abgeklärtheit und Weisheit des Alters erfüllt sein wird. Daß auch dieser Abschnitt seines Lebens ihm eine innere Befriedigung bringen möge, ist der aufrichtige Wunsch aller, die ihm als Lehrer oder Schüler nahegestanden haben.

Denkt an die Spende für unser Ehrenmal

Sonderkonto Dithmarscher Kommunalbank 41500 oder
Postscheckkonto Hamburg 431 20

Der Höhe der Spende ist nach oben keine Grenze gesetzt!

Am 17. März 1962 traf sich der Abitur-Jahrgang 1937 anlässlich seines
25. Abitur-„Jubiläums“. Ein Bericht darüber
folgt in der nächsten Ausgabe des „Neuen Bandes“.

Wichtige Termine für „Ehemalige“

SOMMERFEST am 25. August 1962

HEIMATFEST am 29. Dezember 1962

"Zur Person"

Unser neugewählter 1. Beauftragter, Dr. Klaus-Stardck Voss, schreibt:

Die Redaktion des „Neuen Bandes“ bat mich, anlässlich meiner Wahl zum 1. Beauftragten der Ehemaligen etwas „zur Person“ zu berichten.

Kurz: Ich bin Heider, gehöre als Wassermann dem Jahrgang 22 an, war vier Jahre Soldat, bestand 1948 mein medizinisches Staatsexamen und kehrte 1960 mit Frau und zwei Kindern nach Heide zurück, um mich hier als Nervenarzt niederzulassen.

Trotz aller erfreulicher Umstände meiner Rückkehr fühlte ich mich in Heide anfangs ein wenig verloren. Straßen und Plätze waren mir heimatlich, doch ich fühlte mich fremd. Es waren die neuen Menschen um mich herum, die nicht mehr in das Bild von Heide paßten, wie ich es mir aus meiner Schulzeit bewahrt hatte. Aber schneller als gedacht gewannen all die unbekanntenen Gesichter den Charakter der Vertrautheit und Zugehörigkeit, und bei anderen fanden sich nach und nach Spuren von Gesichtern, die mir als lebhaftere Erinnerung aus Spiel, Schule und HJ-Dienst vor Augen traten.

Bevor ich mich einlebte, habe ich einen Weg gefunden, das Gefühl meines kleinen Verlorenenseins aufzulösen. Ich besuchte die monatlichen Montagsabende der Ehemaligen. Dort traf ich bekannte Gesichter mit fröhlichen Herzen. Die Abende mit ihnen waren schön, lustig und anregend. Schließlich wählte man mich sogar zum 1. Beauftragten, mich, dem eigentlich jede Vereinsbegeisterung, Organisationsfähigkeit und Rednertalente fehlen; Eigenschaften, die man mit meinem neuen Posten besitzen sollte. Aber ich werde mir Mühe geben und mit einer gewissen Freude versuchen, unserer Vereinigung ordentlich „vorzusitzen“ und ihr den Odem einzublasen, der ihr m. E. fehlt, um das Niveau und den Elan zu erreichen, wie Ehemalige anderer Schulen sie mit ihren Vereinigungen seit langem besitzen. Ich meine, daß wir der Schule weiter verbunden sein sollen über das Ende der Schulzeit hinaus. In der Schule werden die jungen Menschen zuerst und entscheidend geprägt und bereit gemacht für die geistigen und sittlichen Forderungen unseres gesellschaftlichen und persönlichen Lebens. Je befähigter die Schule dazu ist, desto größer wird das Ansehen unserer kleinen Stadt, insbesondere aber der Lebenserfolg unserer Kinder. Darum wollen wir ehemaligen Schüler der Schule helfen. Eine Schule bleibt stets abhängig von den Schülern, die sie ins Leben entläßt. Die Schule, die sich allein auf die Tüchtigkeit des Lehrerkollegiums beruft, ist schlecht getrimmt.

Unsere Aufgabe sehe ich daran, durch unser Zusammenstehen unserer Schule eine Tradition zu schenken, aus der sich zum großen Teil jene Kultur entwickelt, die eine höhere Schule als Wurzel und Zielsetzung benötigt, und die sie in ihrer geistigen Haltung und in ihrem äußeren Bilde zeigen können muß. An dieser Stelle möchte ich meine Verständnislosigkeit für jene äußern, die uns mit allen Zeichen kleinbürgerlicher Engherzigkeit verließen, weil ein Ehemaliger im Sturm- und Drangalter Ansichten zum Burschenschaftertum brachte, die, ob dumm oder gescheit, entstellt oder historisch richtig, für viele Ehemalige verletzend sein mußten. Daß jemand seinen Austritt erklärt, ist eine natürliche Sache. Und daß es Proteste hagelte, war ein Zeichen sym-

pathischer Reaktion. Aber wegen eines solch harmlosen Seitensprungs löst man m. E. keine Bindung. Im übrigen bin ich der Ansicht, daß viele frühere Schüler einander noch etwas zu sagen haben; und warum nicht in Form eines Artikels im „Neuen Band“? Da unsere Landsleute politisch sehr empfindsame und unduldsame Zeitgenossen sind, sollten wir in unseren Zeitschriften mit dem nötigen Takt vorgehen und am besten politisch verdächtige Fragen im Sande vergraben.

Trotzdem: Schreiben Sie alle möglichst oft. Wir interessieren uns für alle Ehemaligen, auch für die, die nicht Mitglieder sind. Und wir möchten nicht nur von ihnen hören, sondern sie auch sehen. Deshalb bitte ich, auch die Montagabende zu besuchen. Ganz herzlich richte ich aber an die älteren, berufsaktiven Jahrgänge die Bitte, uns zu helfen und durch ihr Erscheinen vor allem auf dem Heimatfest unserer Vereinigung wieder das nötige Gewicht und Ansehen zu geben, damit die eingangs besprochenen Ziele zur Traditionspflege der Schule auch auf diesem Wege verwirklicht werden können.

Gegenwärtig beschäftigt sich der Beauftragtenkreis mit dem Bau des Ehrenmals für die in beiden Kriegen geopferten und gefallenen Schüler und Lehrer der Schule. Wir haben nach den Anregungen von Rolf Nöldeke und nach einem Entwurf von Herrn Studienrat Heide Buntdrucke herstellen lassen, die diesem Band beigeheftet sind und das Glasfenster darstellen, welches mit einem altarähnlichen Steinsockel und dem Verzeichnis der Namen der Toten Hauptbestandteil der Gedenkstätte ist. Der Magistrat der Stadt Heide hat inzwischen unser Vorhaben genehmigt. Herr Oberstudiendirektor Seifert war mit der Gestaltung einverstanden und hat uns stets freundlichst unterstützt. Das Glasfenster ist in Hamburg bei der bekannten Firma für Glasmalerei, Gebr. Kuball, in Auftrag gegeben worden. Nun bitten wir alle ehemaligen Schüler mit großer Herzlichkeit, ihre Hilfe auf unser Sonderkonto bei der Dithmarscher Kommunalbank, Konto Nr. 41 500, oder auf unser Postscheckkonto Hamburg Nr. 431 20 zu überweisen, wobei wir als Richtsumme gemäß unseres Mitgliederbestandes DM 5,— zugrunde legen. Wer so viel nicht aufbringen kann, zahle einen kleineren Betrag trotzdem umgehend, damit das seit langem notwendige Ehrenmal fertiggestellt werden kann und durch finanzielle Schwierigkeiten keine beschämende Verzögerung oder gar — nicht auszudenken — eine Einstellung der Arbeiten eintritt. Die Buntdrucke des Glasfensters in Postkartenformat, die wir „Bausteine“ nennen, sind von Freunden der Schule und Interessenten gegen DM 5,— auch bei Erich Scheller und Rolf Lambrecht zu haben.

Zuletzt möchte ich allen danken, die unserer Vereinigung durch ihre einsatzfreudige Arbeit geholfen haben, wobei ich vor allem an Georg Schmidt und Karl Heinz Enemark denke, die ihren Aufgabenkreis abgaben, sowie an unseren verstorbenen Freund Erich Weding.

Mein Dank gilt aber auch denen, die den Kreis der Ehemaligen und deren alte Schule förderten. Ich weise dabei u. a. hin auf die geistvollen und gekonnten Darbietungen der Abiturienten des Jahrgangs 1962 anlässlich ihres Abiturballes. Es ist schön, daß unsere Schule einen solch profilierten Abiturientenjahrgang ins Leben entließ und daß die Mehrzahl dieser Abiturienten unserer Vereinigung beigetreten ist. Und alle Ehemaligen freuen sich für Herrn Oberstudiendirektor Seifert, daß sein letzter Abiturientenjahrgang ihm die Freude und Erinnerung eines solch fröhlichen und wirklich glanzvollen Abgangs schenkte.

Dr. Klaus-Starck Voss

Bericht über die Jahreshauptversammlung der Vereinigung „Ehemaliger“ am 23. Januar 1962 im Stadttheater

Tagesordnung:

1. Begrüßung
2. Bericht des Beauftragtenkreises
3. Bericht des Kassierers
4. Bericht der Kassenprüfer
5. Entlastung des Beauftragtenkreises
6. Neu- und Ergänzungswahlen zum Beauftragtenkreis
7. Bericht des Ehrenmal-Ausschusses und Beschlußfassung
8. Sonstiges

Um 20.30 Uhr eröffnete unser 1. Beauftragter, Georg Walter Schmidt, mit der Begrüßung der erschienenen Mitglieder und der Gäste die Jahreshauptversammlung. Eine Gedenkminute galt unseren verstorbenen Mitgliedern; besonders für unseren Erich Weding fand Georg Schmidt noch einmal herzliche Worte des Gedenkens.

Als Punkt 2 stand auf der Tagesordnung der Bericht des Beauftragtenkreises. Aus ihm ging hervor, daß die Vereinigung auch mit dem Jahr 1961 ein erfolgreiches Jahr abschließen konnte. So hat sich unser Mitgliederstand mit 850 gut gehalten (neue Mitglieder: 47).

Wir haben wiederum drei Feste der Vereinigung ausgerichtet:

Sommerfest am 5. August 1961

Alterstreffen („Alte Garde“) am 18. November 1961

Heimatfest am 26. Dezember 1961.

Das Sommerfest brachte einen Unterschuß von 51,60 DM; trotzdem wurde beschlossen (weil es so schön war), es auch in diesem Jahr durchzuführen. Die Propagierung des Festes soll besonders im Kreise der „jüngeren“ Mitglieder intensiviert werden. Das Alterstreffen brachte wieder für die erschienenen Mitglieder das erwünschte Wiedersehen mit Freunden und Lehrern. Als Bereicherung des Treffens zeigte unser Ehrenbeauftragter Dr. Paul Schröder seine Lichtbilderserie „Heide — heute und vor 50 Jahren“, die großen Anklang fand.

Das Heimatfest war, wie immer, das große Wiedersehen aller Altersgruppen der Ehemaligen. Wie allgemein geäußert wurde, hat die Idee, einen Ball ohne Darbietungen durchzuführen, viel Anklang gefunden; zumal es sich in diesem Jahr um zwei Kapellen handelte, die wirklich „für jeden etwas“ brachten. Die Stimmung war bestens, die Kassenlage — unter Berücksichtigung der gestiegenen Unkosten für die Musik — befriedigend: Überschuß 239,03 DM. Durch die gesunkene Vergnügungssteuer ergibt sich hauptsächlich dieser günstige Abschluß des Etats für das Heimatfest. Besonderer Dank galt Achim Sagromski, der uns uneigennützig die beiden Kapellen vermittelte. Im großen und ganzen, so schloß Georg Schmidt seine Ausführungen, könnten wir das Jahr 1961 als nicht erfolglos für die Vereinigung ansehen.

Zum Kassenbericht ergriff Karl Heinz Enemark das Wort, ergänzte Georg Schmidts Worte über die Festabschlüsse und gab den Stand des Vereinsvermögens bekannt.

Im Namen der Kassenprüfer berichtete Hans Holst über die erfolgte Kassenprüfung und beantragte die Entlastung des Kassierers, die erteilt wurde.

Dr. Paul Schröder sprach im Namen der Mitglieder allen Beauftragten seinen Dank aus für die im letzten Jahr geleistete Arbeit und bat um Erteilung der Entlastung für den gesamten Beauftragtenkreis. Gleichzeitig nahm Dr. Schröder die Gelegenheit wahr, einige persönliche Worte der „bewußt positiven Kritik“ an die Beauftragten zu richten; er wollte sie besonders dem neu zu wählenden 1. Beauftragten mit auf den Weg geben: mehr Aufmerksamkeit den Gästen unserer Feste erweisen; den Mitgliedern auf Festen deutlichere Preisvorteile bieten; konstruktivere Kritik am Vereinsleben im „NB“ bringen; zur Schule und zum künftigen Schulleiter ein gutes Verhältnis suchen und halten. Bei aller musikalischen Qualität der Kapellen hätten diese sich mehr dem festlichen Charakter des Abends anpassen sollen — dabei brachte Dr. Schröder Vorschläge für spätere Feste.

Fritz Köster und Erich Scheller nahmen diese Gedanken auf und ergänzten sie, besonders im Hinblick auf die Arbeit des „NB“. Dies nahm Uwe Boyens zum Anlaß, sich noch einmal energisch gegen das Thema „Ehre, Freiheit, Vaterland“ im Rahmen unserer Vereinsmitteilungen auszusprechen. Die anschließende Diskussion unterbrach Georg Schmidt mit Hinweis auf die Tagesordnung.

Der nächste Punkt war: Neu- und Ergänzungswahlen. Für den 1. Beauftragten wurde Dr. Klaus-Starck Voß vorgeschlagen und im anschließenden Wahlgang einstimmig gewählt. Nach seinen Antrittsworten, in denen auch der Dank an Schorsch Schmidt zum Ausdruck kam, führte er als Vorsitzender der Jahreshauptversammlung die übrigen Wahlen durch. Nach Aussprachen und den Wahlgängen setzt sich der Beauftragtenkreis wie folgt zusammen:

- 1. Beauftragter: Dr. Klaus-Starck Voß
- 2. Beauftragter: Dr. Walter Dieck
- Kassierer: Georg Walter Schmidt
- Schriftführer: Uwe Boyens
- Verbindungslehrer zum Gymnasium: Dr. Brüggmann
- Beisitzer: Toni Rohwedder
 - Telse Köster, geb. Cornils
 - Rolf Lambrecht
 - Paul Köster
 - Erich Scheller
 - Dr. Konrad Bauer
- Redaktion „NB“: Joachim Sund
- Geschäftsführung: Anne Schierning
- Archiv: Wilhelm Tietz
- Kassenprüfer: Hans Holst
 - K. H. Enemark

Für den Ehrenmal-Ausschuß sprach Georg Schmidt. Zum ersten Male liege uns ein durchführbarer Entwurf vor, der schon vom Ausschuß gebilligt und in Vorbesprechungen sowohl Herrn Oberstudiendirektor Seifert als auch Vertretern der Stadt Heide unterbreitet wurde. An Hand eines Entwurfes von Herrn Studienrat Heidel wurde die Jahreshauptversammlung informiert. Eine lebhafte Aussprache endete mit der einstimmigen Billigung des Entwurfes, der damit seitens der Vereinigung zur Ausführung freigegeben wurde.

Der Ausschuß wurde beauftragt, den Mitgliedern im „NB“ in Wort und Bild mit allen Details Bericht zu erstatten, sobald eine Umbauerlaubnis des Magistrats der Stadt Heide und die Kostenanschläge vorliegen.

Zum Punkt „Sonstiges“ der Tagesordnung meldete sich der Schriftleiter der Schülerzeitschrift des Gymnasiums „Unsere Stimme“, Karsten Krohn, zum Wort und regte an, die „Stimme“ und das „NB“ nach Möglichkeit wieder, wie schon mehrmals geschehen, gemeinsam erscheinen zu lassen. Er meinte, der Großteil der Mitglieder der Vereinigung würde es begrüßen, auf so direktem Wege vom Leben in der Schule zu hören; besonders dann, wenn keine persönlichen Kontakte mehr zum Schulleben bestehen. Diese Meinung fand große Zustimmung, und gegen wenige Stimmen (Bedenken des „alten“ und des „neuen“ Kassenwarts) wurde ein Entschluß dahingehend angenommen, daß die Vereinigung ihr „NB“ dreimal jährlich zusammen mit der „Stimme“ erscheinen läßt.

Bei dieser Gelegenheit kam die Sprache auf das Verhältnis zur Schule und auf die Durchführung des Abiturballs. Wilhelm Tietz sprach über die Direktorenwahl aus der Sicht der Stadt Heide; die Wahrung eines guten Verhältnisses zur Schule und zum Nachfolger Herrn Oberstudiendirektor Seiferts wurde nochmals allgemein betont. Dr. Brüggmann äußerte sich zum Thema „Abiball“; mit Eckhardt Bauer, OI, der als Gast anwesend war, wurde vereinbart: nach Klärung der Einzelheiten mit Vertretern der Oberprimen wird die Vereinigung also wie immer — nur durch die Abiturjahrgänge 1960 und 1961 unterbrochen — die technische Durchführung des Abiturballs in die Hand nehmen, d. h. für den finanziellen Rückhalt sorgen.

Nach Verlesen der schriftlichen Anträge zur Tagesordnung wurde über die einzelnen Punkte abgestimmt; bis auf einen wurden alle abgelehnt, weil sie entweder den engeren Rahmen der Vereinigung sprengen (Vergrößerung des Beauftragtenkreises!) oder Satzungsänderungen, für die kein Grund vorliegt, notwendig gemacht hätten. Nach dem einen angenommenen Vorschlag wurde der Geschäftsführerin einstimmig Bankvollmacht erteilt.

Dr. Paul Schröder regte an, eine Reparatur des Denkmals vor der Schule vorzunehmen. Es soll von Bildhauer Schwinghammer (Heide) ein Kostenvoranschlag eingeholt werden.

Gegen 23.15 schloß der 1. Beauftragte, Dr. Klaus-Starck Voß, den offiziellen Teil der Jahreshauptversammlung. Joachim Sund

Denkt an die Spende für unser Ehrenmal

Sonderkonto Dithmarscher Kommunalbank 41500 oder
Postscheckkonto Hamburg 431 20

Den nachfolgenden Bericht über die Berufung unseres Mitgliedes Prof. Dr. phil. Karl Heinz Schröder an die Universität Tübingen entnahmen wir dem „Schwäbischen Tagblatt“ vom 17. November 1961.

Gradmannsche Tradition wirkt fort – Prof. Schröder ist ein Schüler seines Vorgängers Prof. Huttenlocher

Wie bereits berichtet, ist Prof. Dr. phil. Karl Heinz Schröder, bisher in Freiburg/Brsg., zum 1. Oktober dieses Jahres als Nachfolger Prof. Friedrich Huttenlochers auf den Lehrstuhl für Geographie Südwestdeutschlands berufen worden.

Prof. Schröder ist aus der Tübinger Geographenschule hervorgegangen. Nach freiwilligem Dienst in der damaligen Reichswehr 1934/35 studierte er in den Jahren 1935–39 an den Universitäten Tübingen, Kiel und Jena Geographie, Geschichte, Volkskunde und Deutsch. Prof. Carl Uhlig gewann ihn, der sich zunächst hauptsächlich der Geschichte verschrieben hatte, ganz für das Fach der Geographie, in dem Schröder Anfang 1940 in Tübingen zum Dr. phil. promovierte. Anschließend Hilfsassistent, war er in den Jahren 1943–51 (mit einigen Unterbrechungen durch Wehrdienst) planmäßiger wissenschaftlicher Assistent am hiesigen Geographischen Institut unter Prof. Dr. H. v. Wissmann.

Nachdem er sich 1950 habilitiert hatte, übernahm er 1951 die von den damaligen Ländern Baden-Württemberg und Württemberg-Hohenzollern gemeinsam geschaffene Stelle eines amtlichen Landesgeographen unter gleichzeitiger Ernennung zum Regierungsrat im Statistischen Landesamt. Seine Hauptaufgabe war dabei die Fortführung bzw. Wiederbelebung des altberühmten Werkes der Oberamtsbeschreibung. Da Tübingen sein Dienstsitz blieb, konnte er seine Dozentur weiterhin nebenamtlich ausüben und wurde 1957 zum außerplanmäßigen Professor ernannt.

Zum Jahresende 1958 schied er aus dem Statistischen Landesamt aus, um sich wieder ganz der Hochschularbeit widmen zu können, und erhielt an der hiesigen Universität eine Diätendozentur. Nachdem er schon im Wintersemester 1956/57 vertretungsweise an der Technischen Hochschule Stuttgart gelehrt hatte, folgte er 1960 einer Aufforderung zur Umhabilitierung nach Freiburg. Man hatte ihm die Aufgabe zugedacht, die dortige kräftige landeskundliche Tradition nach der Emeritierung ihres Begründers, Friedrich Metz, fortzuführen. 1954 ist Prof. Schröder als korrespondierendes Mitglied in die Kommission für geschichtliche Landeskunde von Baden-Württemberg berufen worden, und 1955 wurde er in die Vorstände des Zentralverbandes der deutschen Geographen und des Verbandes der Hochschullehrer der Geographie gewählt. Den ihm 1953 angebotenen Vorsitz im Deutschen Berufsgeographenverband lehnte er ab.

Nicht nur, weil die Zeitumstände seiner in die Kriegs- und Nachkriegsjahre

fallenden Ausbildung keine weiten Forschungsreisen gestatteten, sondern auch aus starker innerer Neigung hat Prof. Schröder die Deutsche Landeskunde zu seinem Hauptarbeitsgebiet gewählt. Seine Forschungsgebiete sind dabei vor allem die der Siedlungs-, Wirtschafts- und der Historischen Geographie. Namentlich als Siedlungsgeograph hat er Leistungen aufzuweisen, die ihn in die vorderste Reihe der deutschen Siedlungsforscher stellen. Schon seine Dissertation „Die Flurformen in Württemberg und Hohenzollern“ führte zu wesentlichen neuen Erkenntnissen. Hierbei gelang es ihm u. a., in Ergänzung bzw. Korrektur des Gradmannschen Lehrgebäudes eine lückenlose Verbreitung der Gewannfluren auf der Siedlungsfläche der Landnahmezeit und damit Zusammenhänge aufzuzeigen, die in der bis heute sehr lebhaften Diskussion der Gewannflurenese eine bedeutsame Rolle spielen.

Bereits in dieser Untersuchung wurde Schröder auch auf die landschaftsprägende Wirkung der Realteilungssitte aufmerksam, bei deren weiterer Verfolgung er z. B. den überraschenden Nachweis führen konnte, daß das sog. Schwäbische Bauernhaus keine alte Form, sondern erst zu Beginn der Neuzeit infolge agrarsozialer Wandlungen aus dem Gehöft entstanden ist. Auch in seinen stadtgeographischen Untersuchungen gewann er durch sorgfältige Detailforschung Erkenntnisse, die die bisherigen Auffassungen über die Stadtentwicklung in Südwestdeutschland in wichtigen Punkten ergänzen. Mit einer großangelegten Monographie „Weinbau und Siedlung in Württemberg“ hat der württembergische Weinbau die erste moderne Darstellung seiner historisch-geographischen Bedeutung und seiner landschaftlichen Wirkung gefunden. Über die Grenzen des Südwestens hinaus führten Untersuchungen in den Niederen Tauern, die Forschungen H. v. Wißmanns fortsetzten, und in Sardinien, hier mit dem Ziel einer Erfassung der wirtschaftlichen Wandlung der Gegenwart. Die Lehrtätigkeit Prof. Schröders betrifft neben den ihm besonders vertrauten Gebieten aus der Allgemeinen Anthropogeographie namentlich die Länder Nord-, Mittel-, West- und Südeuropas, wofür der Grund durch zahlreiche Studienreisen gelegt wurde.

Ist Prof. Schröder auch Schleswig-Holsteiner (geb. 1914 in Lunden in Dithmarschen), so darf seine Einbürgerung im geistigen Sinne doch als vollkommen gelten. Hierzu haben 25 im Lande verbrachte Jahre, die fast ständige wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Lande und vor allem auch das Wirken als amtlicher Landesgeograph beigetragen, das Gelegenheit zum Erwerb intimer Kenntnisse aller Teile des Südwestens bot. Aus diesem Dienst ist als bisher sichtbare Frucht die zweibändige Kreisbeschreibung Balingen hervorgegangen, und für weitere Beschreibungen, vor allem die des Kreises Tübingen, hat er die Grundlagen geschaffen. Schon diese Tätigkeit weist auf eine Parallele im Werdegang Robert Gradmanns, der nach eigenem Eingeständnis ebenfalls als Mitarbeiter an der amtlichen Landesbeschreibung eine entscheidende Ergänzung seiner landeskundlichen Kenntnisse gewann.

Darüber hinaus hat Prof. Schröder, der Gradmann in dessen letztem Lebensjahrzehnt auch persönlich nahekam, in den meisten seiner Forschungen an die des „Altmeisters der deutschen Landeskunde“ angeknüpft, auch dessen wissenschaftlichen Nachlaß herausgegeben und der Gestalt dieses bedeutendsten schwäbischen Geographen zwei Studien gewidmet. Prof. Schröder und sein Lehrer und Vorgänger Friedrich Huttenlocher gelten als die beiden deutschen Geographen, in deren Arbeiten die große, letztlich in Tübingen begründete Gradmannsche Tradition am lebendigsten und fruchtbarsten fortwirkt.



■

Aus dem
Tagebuch
des
Studenten
Sanctus
Simplicitus

Freitag, den 23. 2.:

Aufgabe bekommen, in den Semesterferien Referat über Freud auszuarbeiten. Durch Semesterabschlußball auf andere Gedanken gekommen. In Monika verliebt.

Sonnabend, den 24. 2.:

Vom Ball ausgeschlafen. Rest des Tages an Monika gedacht.

Sonntag, den 25. 2.:

Sonntag geheiligt. Trotzdem schon Papier für Brief an Monika zurechtgelegt.

Montag, den 26. 2., bis Sonntag, den 4. 3.:

Ganze Woche mit Brief an Monika zugebracht.

Montag, den 5. 3.:

Plötzlich an Freud erinnert. Im Lexikon gesucht, ob gelebt. Entschluß gefaßt, Buch von ihm zu bestellen. Daraufhin freien Nachmittag gemacht.

Dienstag, den 6. 3.:

Buch bei Scheller bestellt. Soll in zwei Tagen wieder vorsprechen.

Donnerstag, den 15. 3.:

Bei Scheller gewesen. Buch schon seit einer Woche da. Gekauft und nach Hause getragen. Ausgeruht.

Freitag, den 16. 3.:

Buch aufgeschlagen. Titel und Inhaltsverzeichnis studiert. Völlig erschöpft ins Bett gesunken.

Sonnabend, den 17. 3.:

Wegen Anstrengung vom Vortage freien Tag gemacht.

Sonntag, den 18. 3.:

Frühlingswetter. Kapitel über Eros gelesen. An Monika gedacht. Versucht, narzißtische Libido in Objektlibido umzusetzen.

Montag, den 19. 3.:

Bis mittags geschlafen. Nachmittags Besuch von Wilhelm. Über Freuds Theorien unterhalten. Über These gewundert, daß Beginn des Sexuallebens schon kurz nach der Geburt. Festgestellt, daß beide Spätentwickler.

Dienstag, den 20. 3.:

Wegen geistiger Überanstrengung am Vortage ganzen Tag geschlafen.

Mittwoch, den 21. 3.:

Brief von Monika gelesen. Psychoanalytisch untersucht. Liebt mich nicht. Rest des Tages über Schicksalsfragen nachgedacht.

Donnerstag, den 22. 3.:

Satz gelesen, daß Kulturbesitz nur durch Einschränkung sexueller Triebkräfte erworben wird. Unsympathisch. Am Sinn der Welt gezweifelt. Daraufhin Abschiedsbrief an Monika geschrieben. Beruhigt eingeschlafen.

Freitag, den 23. 3.:

Frau Wirtin meinen Freud als Bettlektüre benutzt. Leidet seitdem an Ich-Spaltung; will für das eine Ich mein Zimmer haben. Kündigt. Rest des Tages über Wirtinnen geflucht.

Sonnabend, den 24. 3.:

In Keller umgezogen.

Sonntag, den 25. 3., ff.:

Vom Umzug erholt.

Montag, den 2. 4.:

Von meinem Referat geträumt. Daraufhin Kapitel über Traumdeutung gelesen.

Dienstag, den 3. 4.:

In der Nacht Wasserrohrbruch im Heizungskeller. Unterschied zwischen Lust- und Unlustgefühlen erfahren. Beschlossen, auf Seemann umzusatteln.

Mittwoch, den 4. 4.:

Schaden behoben. Buch von Freud und die 2 Seiten Manuskript völlig verdorben. Beschlossen, nach Hause zu Muttern zu fahren.

Donnerstag, den 5. 4.:

Von Wirtin Geld für Bahnfahrt geliehen. Karte gekauft; Zug verpaßt.

Freitag, den 6. 4.:

Glücklich zu Hause. Ersten richtigen Ferientag genossen.

Sonnabend, den 7. 4.:

Entschluß gefaßt, Leserbrief an die DLZ zu schreiben.

Sonnabend, den 14. 4.:

Entschluß gefaßt, nie wieder einen Leserbrief zu schreiben.

Montag, den 15. 4.:

Wegen körperlicher und seelischer Überanstrengung in den vergangenen Tagen beschlossen, das Sommersemester 1962 auszusetzen.

- wifi -

Berlin, Januar 1962



Es wird sehr viel über Berlin geschrieben — vielleicht zuviel. Auch ich schreibe über Berlin, nur daß ich es gesehen habe: nicht West-Berlin, nicht Ost-Berlin: Berlin! Sie meinen, es wäre Unsinn, eine geteilte, eine zerteilte Stadt ganz zu sehen? Aber wir dürfen es, können es noch. Und müßten wir es nicht eigentlich auch?

Von uns wird vorwiegend nur noch der Versuch gemacht, uns irgendwie in die menschliche Tragödie, den politischen Unsinn hineinzufühlen. Wir müssen die Überzeugung gewinnen, der politischen Entwicklung ohnmächtig gegenüberzustehen. Darum betrachten wir menschlich, individuell, wo die andere Seite ideologisch, klassenbewußt handelt. Daran sollten wir uns gewöhnen: Wir haben das Viermächtestatut, wir haben Panzer und Düsenjäger. Nicht für einen Krieg stehen sie bereit. Machen wir wenigstens Politik damit?

Die Mauer sieht an den Übergängen nicht anders aus wie überall. Sie hat hier nur eine „legale Lücke“, durch die wir Bundesrepublikaner das „demokratische Berlin, die Hauptstadt der DDR“ betreten dürfen. Der Blick in den Personalausweis ist geschult, jedenfalls sieht er so aus. Es ist nicht das gewohnte Nachsehen, ob alles in Ordnung sei, es ist Kontrolle. Worte sind eigentlich überall möglichst überflüssig gemacht worden in diesen Menschen-schleusen. Sie ist nicht zu verfehlen, die Baracke, die dann kommt. Das freundliche „Guten Tag“ wird schon nicht mehr erwidert: Dreißig, vierzig Bürger der Bundesrepublik warten schweigend, wie es manchmal beim Zahnarzt geschieht. Nur das hier gestanden wird und die Baracke überheizt ist. Ein Radio ist nebenan eingeschaltet: Schiller wird zum Ahnherren des „ersten Friedensstaates auf deutschem Boden“, die Jungfrau von Orléans hat irgend etwas zu tun mit Hilde Benjamin. Wir lächeln, wir lachen nicht. Eine fenster-

artige Luke öffnet sich: der Personalausweis wird abgegeben. „Sie kommen aus Undelfingen? Das ist doch Pockengebiet! Haben Sie einen Impfschein? Nein? Dann können Sie die Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik nicht betreten. Bitte gehen Sie zurück!“ — „Aber Undelfingen liegt in Oberbayern!“ — „Sie kommen aus pockenverseuchtem Gebiet, gehen Sie bitte zurück!“ Die Luke schließt sich wieder. Bürger des Wirtschaftswunders warten und schweigen. Sie sehen beinahe lächerlich aus in ihrer gepflegten Kleidung, sie gehören in ihre geschäftigen und bunten Straßen. Und doch wollen sie alle diesen Weg gehen. Warum wohl? Es kann sich lohnen, darüber nachzudenken, zumal uns sehr viel Zeit gelassen wird. (Nur ab und zu wird ein Name aufgerufen. Der Aufgerufene verschwindet hinter einer zeltplanähnlichen Verkleidung.) Sicherlich wollen einige Verwandte besuchen, andere sind neugierig, wieder andere haben einen politischen Vorsatz. Das Radio bringt inzwischen Tanzmusik, sie wird abgeschaltet. Das Warten wird lästig.

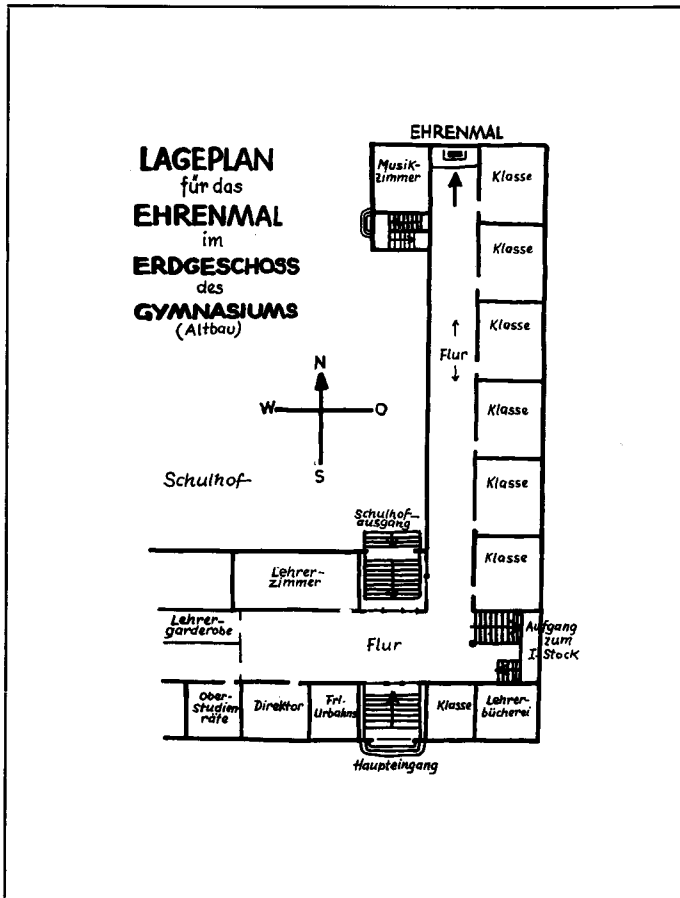
Es sind bald zwei Stunden. Jetzt höre ich meinen Namen. Schon lange hatte ich versucht mir vorzustellen, wie es wohl hinter der Plane aussehen möchte. Nun stehe ich vor einem langen Tisch, ein Uniformierter lächelt mich an. „Er muß das Glück und die Freude ausstrahlen, die es macht, in diesem Staat zu leben“, denke ich. Der Inhalt meiner Taschen ist rasch vor ihm ausgebreitet. Die Briefftasche findet er besonders interessant, aber ich habe vorher das Interessanteste herausgenommen. „Sie studieren?“ werde ich gefragt. „Ja.“ Es folgen noch einige gezielte Fragen, wobei mir nie ganz klar wird: Werde ich verhört oder ist das persönliches Interesse? „Wer finanziert Ihr Studium? Was wollen Sie werden? Was wollen Sie in Berlin? ...“ Während ich antworte, schreibt er an meiner Aufenthaltsgenehmigung, trägt Wertsachen, Geld ein. Das Abfragen hört auf, als die Genehmigung fertig geschrieben ist. Nebenan tausche ich 1:1 etwas Geld der „Deutschen Notenbank“ ein. Ich erhalte auch jetzt wieder eine sorgfältig ausgeschriebene Bescheinigung. Immer wieder sehe ich Stempel mit DDR, Deutsche Demokratische Republik, Westdeutschland, Westgeld. Ich verlasse die Baracke nach fast drei Stunden. Draußen muß ich einem anderen Uniformierten die Aufenthaltsgenehmigung vorweisen.

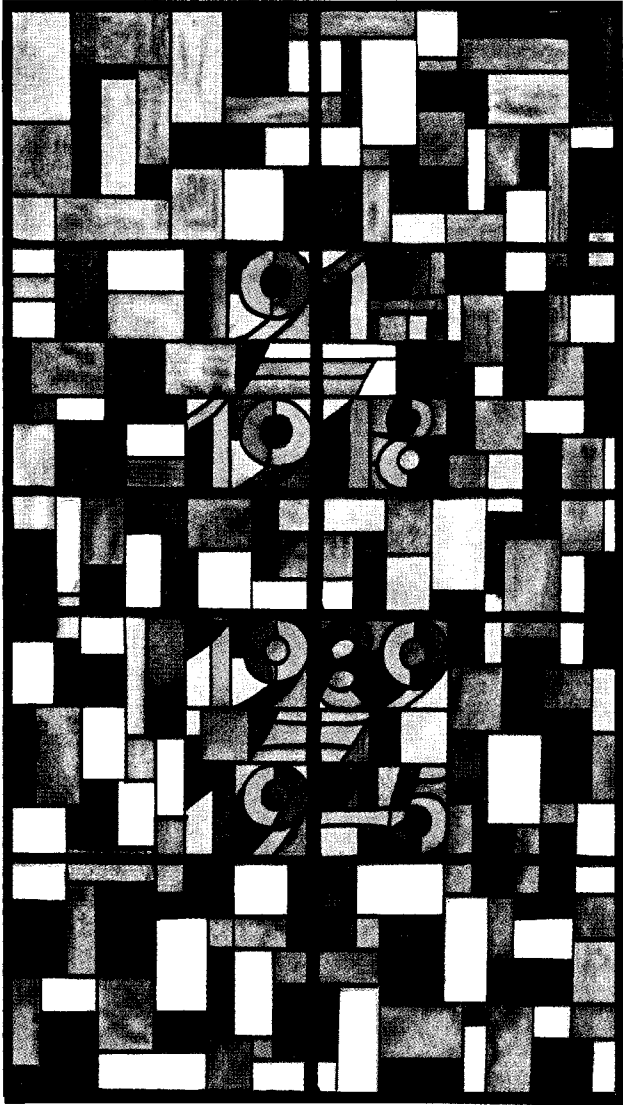
Dann kann ich mich wieder frei bewegen. Nach ein paar Metern drehe ich mich um: Stacheldrähte, Mauer, Laufgräben sind zurückgeblieben. Ich schaue wieder nach vorn. Wie steht es doch auf der Freiheitsglocke im Schöneberger Rathaus? „Ich verspreche, jedem Angriff auf die Freiheit und der Tyrannei Widerstand zu leisten, wo immer auf Erden sie auftreten mögen.“ Bald sollte ich erfahren, wie die Menschen hier darüber denken.

- il -



Der Farbdruck zeigt das Glasfenster
 unseres geplanten Ehrenmals in der Schule. Vor dem Fenster
 steht auf Rotsteinstufen ein gemauerter Sockel,
 auf dem ein Buch mit den Namen unserer Toten beider
 Weltkriege liegt.





Entwurfszeichnung : Studienrat Heidel



In memoriam

**Nicol
Bachmann**

Am 12. Februar 1962 verstarb im hohen Alter von 97 Jahren unser Ehrenmitglied, der Maler und Bildhauer Nicol Bachmann.

Dithmarschen, wie klingt dieser Name. Wer denkt da nicht an die Freiheitskämpfe stolzer Bauerngeschlechter-Heimat. Storm und Klaus Groth werden lebendig, Hebbel steigt auf, und die letzten 95 Jahre treten klar aus dem feinen Nebel der Vergangenheit hervor. Bachmann erzählte.

Als er am 20. Nov. 1865 geboren wurde, gab es noch kein Deutsches Reich! Mit seinem Vater, einem Ackerbürger und Kaufmann, zog er im Planwagen durch Holstein, bis weit über Husum hinaus in den Norden und bis zur Wilstermarsch im Süden. Sein Vater erzählte ihm viel von den Freiheitskämpfen der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen, sang mit ihm die alten Lieder und wies ihm bei den Fahrten über Moor, Heide und Marsch die Heimat in ihrer herben Schönheit. So lernte der Knabe früh mit anderen Augen sehen als seine Kameraden, und senkte schon als Kind die Wurzel seiner Seele tief in die Geschichte seines Landes, die ihm stets neue Anregung zum Schaffen gab. — Beim Stadtmusikus, der auch Bildschnitzer war, bekam er Geigenunterricht und sah dabei zum erstenmal in die Augen der Kunst.

Dann aber mußte er ein Handwerk ergreifen und Malerlehrling werden. Bald wurde er Malergeselle, sah Hamburg, sah die Kunsthalle, erlebte den Quickborn von Klaus Groth, lernte einige Zeit in den Abendstunden der Kunstgewerbe-Schule, und zog mit seinen Kameraden als Wanderbursch durch die Heimat, bis an den Rhein und nach Süddeutschland. Doch bald zwang Kränklichkeit zur Heimkehr, und so finden wir Bachmann wieder in Hamburg, wo er drei Jahre tagsüber als Malergeselle und abends in der Kunstgewerbe-schule arbeitete, bis er durch Fleiß und Förderung des alten Direktors Dr. Stuhlmann in Dresden die Akademie besuchen, bei Kalkreuth in Weimar und bei Hugo Vogel in Berlin arbeiten konnte, um sich in der Bildnis- und Aquarell-Malerei auszubilden und sich bei Janensch und Breuer in Berlin der Bildhauerei zu widmen.

Klaus Groths Bild in Kiel war sein erster großer Erfolg, der eine ganze Reihe von Bildnisaufträgen nach sich zog. Viele Aufträge verdankte Bachmann der herzenswarmen Anteilnahme von Klaus Groth, den Empfehlungen des Hamburger Bürgermeisters und späteren Botschafters Stahmer, und des weltberühmten Reeders Laeisz, für den er erfolgreich arbeitete. Der Kunsthistoriker Prof. Hermann Grimm gewann Bachmann dann für Berlin, wo der Historiker Voß und der Kritiker Pietsch sein Leben mit warmer Anteilnahme verfolgten.

Seit 1891 lebte Bachmann in Berlin und hat 41 Jahre lang in der Hildebrandstraße am Tiergarten gewohnt, und auch das hat sein künstlerisches Schicksal mitbestimmt. Hier wurde er ein Maler des Tiergartens, den er aus seinem hohen Fenster weit überschauen konnte. Der alte Knaus, Skarbina und viele andere Berliner Kollegen haben mit hellem Entzücken seine köstlichen kleinen Tiergarten-Bilder genossen.

Eine 1895 bei Amsler-Ruthardt veranstaltete Sonderausstellung erweckte das Interesse der Kaiserin, die ihren Bruder, den Herzog von Schleswig-Holstein, auf Bachmann hinwies. Aus dieser Beziehung entwickelte sich dann eine jahrelange freundschaftliche Verbindung, die die Berufung Bachmanns zum Kriegsmaler der 18. I. D. veranlaßte, bei der er von September 1914 bis 1918 in Frankreich tätig war, und eine Fülle von Studien und Kriegsbildern geschaffen hat.

Nach dem Kriege vervollständigten Reisen nach Italien und Spanien sein Weltbild und ergaben künstlerische Leistungen, die überall in Deutschland, besonders aber in seiner Heimat, ihren ehrenvollen Platz gefunden haben. Das blieb so, als er 1943 in seine Heimat Dithmarschen zurückkehrte und sein Elternhaus an der Westerweide in Heide bezog. Ein langer schöner Lebensabend, mit großen Reisen in die Neue Welt und nach Spanien, war ihm hier beschieden. Er griff wieder zum Pinsel und schuf trotz seines hohen Alters noch viele schöne Porträts.

Überblickt man dieses kurz gezeichnete Leben, dann liegen vier große Schaffensperioden vor den Freunden der Bachmannschen Kunst ausgebreitet: Die dithmarscher Heimat, seine Porträt-Malerei, die Tiergarten-Bilder und der Weltkrieg. Wahrlich eine Fülle der Leistung, auch für ein so langes und gesegnetes Schaffen.

Er fühlte sich sehr wohl in der Heimat, in der man dem alten Herrn mit Achtung begegnete. Nicol Bachmann als Ehrenbürger seiner Heimatstadt gehörte überall dazu, und die Vereine aufzuzählen, die ihn auf Grund seiner Aktivität zum Ehrenmitglied ernannten, ist hier nicht möglich. Zu erwähnen sei nur, daß er an seinem 90. Geburtstag vom Schleswig-Holsteinischen Heimatbund mit der Verleihung der Lornsen-Kette geehrt wurde.

Wenn die Dämmerung die Werkstatt erfüllte und des Meisters schneeweißes Haar durch das Halbdunkel leuchtete und er schlicht und bescheiden aus seinem reichen Leben erzählte, dann wurde die alte Zeit lebendig und man glaubte, in einem Versepos von Klaus Groth zu leben. — Greift man zu Hause zum „Quickborn“ und liest die alt vertrauten Überschriften: Sandburs Tochter, Rotgermeister Lamp, und wie sie alle heißen, so wundert man sich fast, daß da nicht auch ein Epos zu finden ist mit der Überschrift: De ole Bachmann.

Wer die Ehre hatte, ihn näher zu kennen, weiß, daß ein treues deutsches Herz aufgehört hat zu schlagen, daß mit unserem alten Nicol Bachmann ein Stück Heimatgeschichte dahingegangen ist.

- esche -

Deutsche Literatur jenseits der Elbe

Zu einem Vortrag (2. März 1962 in Kiel) von Marcel Reich-Ranicki — Jedoch mehr als ein bloßer (Erlebnis-) Bericht, denn eine kritische Auseinandersetzung kann es nicht werden, einfach aus Gründen mangelnder Kompetenz für das Sachgebiet.

Eigentlich wollte ich zur Wahlkundgebung gehen. Dann tauschte ich die Ostseehalle gegen die intimere Landesbrandkasse ein, auf Grund eines kleinen, aber noch im letzten Augenblick entdeckten Plakates, das einen Vortrag von Marcel Reich-Ranicki über „Deutsche Literatur jenseits der Elbe“ ankündigte. — Es sollte kein schlechter Tausch sein!

Marcel Reich-Ranicki war mir als Kritiker der ZEIT und der WELT kein Unbekannter. Außerdem hatte ich mir unlängst den von ihm herausgegebenen Auswahlband der Prosa von ‚Drüben‘, „Auch dort erzählt Deutschland“, angeschafft, der zehn Erzählungen deutscher Autoren jenseits des Eisernen Vorhangs enthält.

Wie kein zweiter ist Ranicki dazu befähigt, Auskunft und Urteil über die heutige Literatur in Mitteldeutschland zu geben. — Warum, das macht ein kurzer Blick auf einige Daten seiner bisherigen Lebensgeschichte* besser deutlich als jede weitschweifige Erörterung.

Geboren 1920 in Polen. Ab 1929 in Berlin, wo er 1938 das Abitur macht. Im selben Jahr: Deportation nach Polen — 1940-43 im Warschauer Ghetto — Von 1950-58 schriftstellerische Tätigkeit in Warschau, besonders als Kritiker und Lektor deutschsprachiger Literatur und ständiger Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften. Von den Arbeiten dieser Zeit sind zwei besonders erwähnenswert: „Aus der Geschichte der deutschen Literatur 1871—1954“ und „Die Epik der Anna Seghers“.

Seit 1958 in der Bundesrepublik, lebt Ranicki im Augenblick in Hamburg. Er ist neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit als Kritiker Mitarbeiter mehrerer Rundfunkanstalten und gilt als einer der besten Kenner der Literatur Mitteldeutschlands sowie der Ostblockstaaten überhaupt.

Und da stand er nun hinter dem für ihn viel zu großen Pult. Klein, eher unscheinbar. Mit Brille und weit zurückreichender Stirn. Intellektuell, ohne Aufdringlichkeit. Gescheit, ohne Überheblichkeit.

Er entfaltet bei stark kehliger Sprache eine ungeheure Beweglichkeit, die neben dem Gesicht besonders die Hände ergreift. Seine Formulierungen sind trotz freien Vortrags brillant und scharf, polemisch-kritisch, aber bewußt objektiv gehalten. Das harte „r“ verrät den langen Aufenthalt in Polen, während ich bei dem leicht anstoßenden „s“ nicht genau wußte, ob es nicht zum Teil auf den Schnupfen zurückzuführen war.

Sein Vortrag war so gut gerundet, daß es sich allein deshalb lohnen würde ihn zu skizzieren, wenn uns nicht sein Inhalt — nämlich Voraussetzungen und Aussehen der heutigen Literatur jenseits der Elbe — mehr interessieren sollte. (Das Folgende soll also der Versuch sein, die Hauptgedanken des Vortrages von Marcel Reich-Ranicki aus dem Gedächtnis wiederzugeben.)

* Entnommen dem erwähnten Auswahlband, erschienen im List-Verlag, München 1960, Nr. 170.

Es beginnt mit einer Feststellung: Die meisten heute in der DDR schreibenden Schriftsteller sind in Westdeutschland so gut wie unbekannt. Die wenigsten kennen Namen wie: Willi Bredel, Bodo Uhse, Eduard Claudius, Stephan Hermelin, Franz Fühmann oder so ausgesprochene Lyriker wie Peter Huchel oder Ludwig Renn.

Trotzdem oder gerade deshalb ist die Beschäftigung und Auseinandersetzung mit der dortigen Literatur eine Notwendigkeit. Und sei es auch nur, um zu erkennen, wie jeder Schriftsteller in der DDR — will er schreiben — sich der Form des ‚sozialistischen Realismus‘ bedienen muß.

Ein literarisches Produkt nämlich, ganz gleich welcher Gattung, soll im Dienste der Partei wirken, d. h. seine Gestalten und Probleme — realistisch geschildert — sollen möglichst aus dem Arbeiter- und Bauernstand genommen werden. Die Epoche der Darstellung des zweifelnden Intellektuellen etwa in der Literatur gilt als überwunden; und es soll typische Gestalten und Probleme der Gegenwart zeigen, allerdings immer mit einem Ausblick auf eine positive Zukunft. (Hier trennen sich ‚kritischer‘ und ‚sozialistischer‘ Realismus: Während der überholte kritische Realismus — vertreten beispielsweise durch Balzac oder Thomas Mann — nur kritisch Stellung nimmt, ohne einen Ausweg zu eröffnen, zeigt der sozialistische Realismus diesen Ausweg sehr deutlich auf.) Fragt man, wie es möglich ist, diesen Forderungen nachzukommen, so wird immer auf ein Standard-Schulbeispiel hingewiesen: auf Maxim Gorkis ‚Mutter‘. Im Dienste dieses sozialistischen Realismus erhoffte man sich auch von den Schriftstellern, die ohne Zweifel nach dem Krieg in die Sowjetzone zurückkehren würden, Vieles und Großes.

Ohne Zweifel zurückkehren? — Woher nahm man diese Zuversicht? — Johannes R. Becher, ehemals einer der führenden Expressionisten und 1945 selbst aus der Sowjetunion wiedergekommen, prophezeihte der sowjetzonalen Literatur eine großartige Blüte. Er baute darauf, daß gerade die literarische Linke die Zone aufsuchen würde, die ja ihrer politischen Haltung wegen Deutschland hatte verlassen müssen, und daß weiter bei großen Zusicherungen materieller Art die Schriftsteller jetzt eine Flut von „Schubladenliteratur“ auf den Tisch stürzen würden.

Beleuchten wir zunächst die beiden letzten Punkte. — Wir wissen, die ersehnte Flut von aufgestauten Manuskripten, die, wie jeder erwartete, im Angesicht des Krieges entstanden sein mußten; blieb nicht nur in der Sowjetzone, sondern allgemein aus. (Wolfgang Borchert bestätigt nur als rühmliche Ausnahme die Regel.) — Die finanzielle Lage der Schriftsteller in der heutigen DDR ist tatsächlich besser als die ihrer Kollegen in der Bundesrepublik. Das liegt einmal daran, daß die Verlage — bezeichnenderweise gibt es keine Verleger — in staatlicher Hand liegen und so imstande sind, den Schriftstellern Geldzuwendungen selbst für noch nicht geschriebene Bücher zu machen; zum anderen daran, daß eine indirekte Unterstützung über das gewaltige Bibliotheksnetz (es gibt etwa 10 000 Bibliotheken verschiedenster Art, besonders Betriebsbibliotheken, in der DDR) geleistet wird. Wird nämlich ein im Sinne des Staates ‚positives‘ Buch geschrieben, so wird es allen Bibliotheken zum Verkauf empfohlen, die es nicht selten in mehreren Exemplaren anschaffen.

Trotz diesen günstigen materiellen Voraussetzungen kam es nicht zu der großen Blüte der DDR-Literatur, die Becher so vorausgesagt hatte.

Waren also die Schriftsteller Schuld, die — meistens aus fernem Exil — in die Sowjetzone zurückkehrten?

Wir wollen einige aufzählen.

Gerhart Hauptmann und Heinrich Mann starben kurz vor ihrer Übersiedlung. Dann aber kamen: Als bekannteste Arnold Zweig, der heutige Präsident des ostdeutschen PEN-Clubs, und Anna Seghers, die inzwischen mit ihrem Roman „Das siebte Kreuz“ (1939) weithin berühmt geworden war; weiter der volkstümliche Erzähler Willi Bredel, der schon 1953 verstorbene Dramatiker Friedrich Wolf, der Lyriker Peter Huchel und Franz Fühmann, Bernhard Kellermann, Bodo Uhse u. a. m. sowie last not least Bert Brecht.

Doch was veröffentlichten sie? — Es war verschwindend wenig! Marcel Reich-Ranicki zeigt an Arnold Zweig und der Seghers, wie schwer die Umstellung auf die Gangart des sozialistischen Realismus fiel. — Bleiben wir zur Verdeutlichung bei dem Beispiel von Arnold Zweig.

Zweigs Ruhm gründete sich vor seiner Emigration auf seinen 1928 erschienenen Roman „Die Erziehung des Sergeanten Grischa“. In der Emigration entstanden drei weitere Romane des sogenannten ‚Grischa-Zyklus‘, von denen der wichtigste und beste „Erziehung vor Verdun“ (1935) ist. — Erst 1954 veröffentlichte Zweig wieder einen Roman „Die Feuerpause“, der allerdings — und dies ist so bemerkenswert — eine umgearbeitete Vorstudie zur „Erziehung vor Verdun“ ist und um 1917 spielt. — Typische Gestalten der Gegenwart mit „Vorschußlorbeeren auf die Zukunft“? Nichts von alledem! Noch weniger in Zweigs darauf erschienenem Roman „Die Zeit ist reif“ (1957); denn er spielt sogar noch vor dem 1. Weltkrieg, und deutlich ist der Versuch Zweigs zu erkennen, zwischen den „Vorschlägen“ staatlicher Verlagslektoren und eigenen Intention zu lavieren.

Ähnliches wie für Zweig gilt für Anna Seghers und für andere Talente, von denen man viel erwartet hatte; selbst für Bert Brecht. Die Literatur in der DDR hat die in sie gesetzten großen Hoffnungen nicht erfüllt.

In der DDR — so legte Ranicki weiter dar — entstand so ein Vakuum, das man versuchte durch ganz neu zu entdeckende Talente zu füllen. In diesem Sinne war die Aktion ‚Greif zur Feder, Kumpel‘ zunächst als eine Möglichkeit zur Talententdeckung gedacht. Nachdem sie offensichtlich fehlgeschlagen ist, deklariert man sie jetzt als bloße Bemühung, Arbeiter in ihrer Freizeit mit dem Schreiben zu beschäftigen, und sei es auch nur, um unter Anleitung eines Schriftstellers ‚handwerkliche‘ Grundbegriffe zu erlernen.

All dies schließt natürlich nicht aus, daß es eine Menge von zum Teil jungen, allerdings aber zweitrangigen Schriftstellern in der DDR gibt, die sich genauestens in der Schreibart des sozialistischen Realismus üben, dabei jedoch immer wieder dem gleichen Klischee verfallen. Große Talente blieben bisher aus.

Ein Talent ist allerdings — so Reich-Ranicki — in der DDR aufgetaucht: Uwe Johnson. Er beginnt seine „Mutmaßungen über Jacob“ tatsächlich ganz im Sinne des sozialistischen Realismus, doch entfernt er sich im Laufe der Handlung so sehr von ihm, daß der Roman in der DDR nicht tragbar war und so dort auch nicht gedruckt werden konnte.

Wir haben also festgestellt, daß die ersehnte Blüte in der DDR-Literatur trotz sogar günstiger materieller Bedingungen nicht eingetreten ist. Vielleicht blieb sie deshalb aus, weil Joh. R. Becher dieser Nachkriegsliteratur prophezeit hatte, sie werde ‚Mahner, Ankläger und Richter‘ zugleich sein. Das aber ist ihr in der DDR nicht möglich.

Diedrich Roßbach

A view on Canberra from Mugga-Mugga look-out

Do come along, friends, either by car on the three miles bitumen road or on foot across the steep slopes of Mount Mugga-Mugga. There is something you must not miss when in Canberra, the view across that great valley with a level floor, as if it had once been a lake rimmed about with mountains. It might have remained a lost valley, a forgotten stronghold of peace where nothing changed in centuries, one of those idyllic worlds that still survive here and there. But they decided to put a great city into this vast bowl, a city destined to head a whole continent. Say, could a more beautiful spot have been chosen? Canberra below was laid out in its geometrical design, in oblongs, ellipses, and circles, as if the architect had taken his set-square and compasses and worked directly upon the plain. It was much more like architectural rendering, an idealisation done to scale, than a happy-go-lucky Australian town. Today, sixty years after the grand plan of this city was conceived, even the colours carry distinctly in the clear air, into which no factories smoke- the snow-white blocks of Government buildings, with Parliament House like a giant wedding-cake in the centre; the creamy cubes with red, green or blue roofs are private houses spreading rapidly in all directions as time goes by. An occasional mess of dark brick and dark lines of exotic evergreens give an accent to the scene. The evergreens show compact, small, black, not unlike the trees of some outsized Noah's ark, while lines of pale, feathery green mark avenues of oaks and elms bursting into their spring leaf. Yellow clusters dot the empty hills and open squares. Wattle trees grow in sheer abundance within the Canberra district. Their butter-coloured umbles outsize the European mimosa. Later in spring you will notice a sea of white and pink when almond trees and Japanese cherries are in flower.

The Molonglo River still loops and twists across the city, pale blue from the sky. Soon it will give way to a lake which is to divide Canberra City and the northern suburbs from the more sedate southern part which houses the bulk of Government departments and the diplomatic residences.

The city was sharply determined. Beyond the plain showed a perfect *tabula rasa* from this height, a hundred delicate, blending shades of colour- paddocks of sun-baked grass smeared with the greyish mauve of a weed; fawn smudged with rust of sorrel; pale sage green; the gamboge of the soil filmed with green of springing grass; windy silver of dry, bleached grass. It must have been this sight that inspired the fathers of the Australian federation to select this area to become the new capital.

You do agree, there is hardly a sight like this on an October morning. All-city, plain, mountains are steeped in a beautiful, fearless light that lies like a delicate bloom over the landscape golden bloom of sunlight on walls, grape-coloured shadows, blue distances.

Do return with me to the crest of Mugga-Mugga this evening to watch the sun setting beyond the alpine mountain range of Titbinbilla and Brindabella. Watch the display of colours in the clouds never seen before. Shades from

green to purple will tower above silent peaks bathed in blue, red, green and mauve. There will be a dark-blue dome above you displaying the stars even clearer and brighter than the thousands of lights in the streets of the city below.

Across the valley red lights are flashing on Mount Ainslie to guide aeroplanes safely to distant Canberra air-port. You will be high above the noise in the streets. Silence will engulf you whilst your eyes wander across a vast sea of twinkling lights. You will sense the pulse of a vigorous young city full of light and life surrounded by the grandeur of serene calmness.

And you will agree with me that Mount Mugga-Mugga offers one of the greatest panoramic views on earth.

Terra Alia

Eine lange Zeit fuhren wir durch Sydney und seine endlosen Vororte. Es dauerte fast genauso lange, als wenn man mit dem Zuge London verläßt. Und doch ist es so ganz anders. Anstatt der langen, monotonen Häuserreihen und Straßenzüge in London gleiten unzählige, verstreute Bungalows vorüber, leichtgebaute Häuser und Hütten, regellos auf Hügeln und in flachen Talmulden errichtet. Soweit das Auge reicht sind es immer die gleichen Bauten aus Wellblech, Holzlatten und Preßstoffplatten; zuweilen sieht man sogar eine Steinbehausung. Alles erinnert mehr an den letzten Tag der Schöpfung als an ein junges, neues Land. Dies könnten auch die Vororte von Bukarest oder Warschau sein, wenn nicht die Flammenbäume und Gum Trees wären, die es in solcher Zahl eben nur in Australien gibt.

Rechts in der Ferne sahen wir die weite Wasserfläche jener Bucht, die man in der ganzen Welt als Botany Bay kennt: hohe Sanddünen, Fabrikschornsteine, verlassene Stellen, wo noch der Busch unberührt steht. Und dann die müden Bemühungen eines halbfertigen Vorortes.

„Como“ stand auf einem halbzerbrochenen Stationsschild. Nichts als ein Name. Statt über den Comer See, führten die Bahngleise jetzt über zwei schmale Meeresarme, und etwas, das an einen See mit bewaldeten Ufern und Wochenendhäusern erinnerte, tat sich auf. Ein bißchen wie der Comer See, und doch so ungleich. Diese eigentümliche Düsterteit von Australien, diese Abgenutztheit und Freudlosigkeit niedriger, stumpfer und kauender Formen. Die hockende Landschaft voll grün-grauer Trostlosigkeit.

Und dann eilte der Zug endlich hinaus in das flache Land voller dunkler Felsen, mit düsterem Bush voller bizarrer und silbrig glänzender Eukalyptusbäume, die trotz der langweiligen Blätter anmutig erscheinen. Uppiges Unterholz war durchsetzt mit merkwürdigen stacheligen Gewächsen, Zuccas geheißten, riesig und dürr. Als der Zug gen Süden abbog, sahen wir Farnbäume, die sich wie einbeinige Wesen gegen die verwitterten Eukalyptusstämme lehnten, und gewöhnliche Farngewächse zwischen den Felsblöcken, sowie niedrige Büsche, die sich über Lichtungen und über die steilen Abhänge der Hügel verbreiteten. The virgin bush nennen es die Menschen in Australien, was sich da vor unseren Augen ausdehnte. Eine urweltliche Landschaft voller Düsterteit, unendlich viel Raum, der sich grau und unnahbar über Meilen hin gegen Westen verlor, wo wir über dem Horizont die zauberhafte Kette der Blauen Berge wahrnahmen. Und dazwischen all diese altersgrauen Wei-

ten des Australischen Busch. Diese seltsame, fast möchte man sagen unsichtbare Schönheit von Australien, die man nicht verleugnen kann und die doch gerade unterhalb unserer, der weißen Menschen, Aufnahme-fähigkeit zu liegen scheint! Man kann sie wohl fühlen, aber man kann sie nicht sehen — es ist, als ob unserem Auge die Fähigkeit abginge, die dargebotene Landschaft in einen Einklang mit unserem angeborenen Sichtvermögen zu bringen. Die Landschaft erschien so wenig augenfällig wie ein Antlitz mit geringen Zügen oder wie ein dunkles Gesicht. Wie erschien sie so erschreckend urwüchsig, so ganz ungewohnt wie ein Stück weitentfernter, grauer Vorzeit! Es war, als spähte ich durch einen Riß in der Atmosphäre in das häßlich-schöne Gesicht eines entstellt erscheinenden Uraustraliers, der mit seinen wundervollen dunklen Augen, in denen sich die Abgründe unüberbrückter Jahrhunderte widerspiegelten, anschaute. Angesichts dieser Landschaft hatte ich jetzt nicht mehr das Gefühl der Monotonie wie mir auch die Gesichter der australischen Eingeborenen nicht mehr häßlich erschienen.

Der urweltliche Zauber dieses Landes hatte auch in mir bereits den Sinn für die feine, verborgene, formlose Schönheit Australiens erweckt, die eindringlicher, gewaltiger auf mich wirkte als alles, was ich zuvor geschaut und erlebt hatte.

N. MANITIUS, Canberra, A. C. T., Austl.

SAFARI

Wir saßen noch lange am Lagerfeuer — wir, eine Gruppe von Menschen, die sich vorher nicht gesehen hatten und sich nachher auch wohl nicht mehr sehen würden. Vor irgendwoher waren sie gekommen, von einer Farm, aus einer Stadt oder gar von Deutschland, um sich an einem Freitagabend an einem uralten Bus vor einem gleichaltrigen Hotel zu treffen, um eine Safari zu veranstalten. Es waren insgesamt dreizehn Personen.

Über uns wölbte sich der samtene dunkle afrikanische Himmel und das Kreuz des Südens schimmerte durch die sich leise wiegenden Wipfel der Palmen. Leise knisternd fiel die Glut des Kameldornholzes in sich zusammen, gesprochen wurde schon lange nicht mehr. In der Ferne bellte ein Schakal, und heulend, wie das Weinen eines kleinen Babys, wurde er von einer Hyäne übertönt. — Warum liebt man dieses Land, warum hält es einen so fest? Warum findet man so selten in seine Heimat zurück? Sind es diese unvergeßlichen Abende am Lagerfeuer unter dem unendlichen Himmel, diese warmen Abende, die einen für die unbarmherzige Hitze des Tages entschädigen, und wo man erst wieder anfängt, ein Mensch zu sein? Es ist herrlich, unbeschreiblich schön und entbehrt nicht der Romantik, die man sich als Junge immer wünscht und doch so selten findet. Südwest hält vieles für einen bereit, wenn man ein Auge dafür hat, um all die Schönheiten zu sehen. Oder wer fände es nicht schön und erregend, oberhalb eines Bergquells auf dem Ansitz zu sitzen und das Wild zu beobachten. Wie nacheinander Kudus, Gemsböcke und Zebras zur Tränke kommen. Wo über einem die Affen schimpfen und sich balgen, und wo etwas abseits im Sumpf die Stachelschweine suhlen. Doch was ist das alles gegen das Schauspiel, das sich uns heute geboten hatte und das uns immer noch faszinierte.

Abends um 7 Uhr waren wir aus Windhoek gefahren, begleitet von den Wünschen und Grüßen unserer Freunde, die uns zum Bus gebracht hatten. Doch was war der Bus für ein Ungetüm. Hochbeinig, daß ein kleines Kind ungebückt darunter durchlaufen konnte. Hinten mit zwei Wassertanks behaftet, die jeder

80 Liter Frischwasser faßten. An den Seiten waren noch zusätzlich vier Benzintanks angebracht, die insgesamt 320 Liter faßten. Wenn man jedoch über eine kleine Leiter ins Innere stieg, war man erst recht verwirrt. Die Sitze bestanden aus Stahlrohren, die mit Stricken verbunden waren. Verkleidung hatte dieses Monstrum sicherlich nur ganz zu Anfang gesehen, im Gegenteil, durch die Außenhaut konnte man teilweise die Straße sehen. Wo normalerweise die letzten drei Sitzreihen stehen, befand sich ein Platz, der mit unserem Gepäck bis unter die Decke vollgestopft war. Zur Rechten war ein Regal eingebaut, in dem sich die Konserven, Säckchen mit Maismehl, Säcke mit Apfelsinen und andere Eßwaren stauten. Hinter den letzten Sitzen standen zwei Primuskocher von ungeheuren Ausmaßen.

Wir suchten uns unsere Deckenbündel aus dem Gepäckhaufen heraus und breiteten die Decken über die Stricke, und wer beschreibt unser Erstaunen, wir haben selten bequemer gegessen. So schaukelten wir dann im „Afrosaurus“ aus Windhoek hinaus. Solange wir auf der Teerstraße fuhren, war alles wunderbar, doch schon nach 40 Meilen kamen wir auf unsere geliebte „Wellblechpad“. An eine Verständigung war nicht mehr zu denken. Es rüttelte, ratterte, krachte und schüttelte. An Schlafen war natürlich auch nicht zu denken. Für Abwechslung war jedoch trotzdem gesorgt, diesmal von der Regierung. Auf eine Entfernung von 200 Meilen stand jede Meile ein Zelt, und zwischen den Zelten waren in Abständen von 150 Metern große Feuer errichtet worden. Wir fuhren am Kordon entlang, der gegen die Maul- und Klauenseuche errichtet worden war, um eine Ausbreitung der Seuche zu verhindern. Es wurde eifrig gewunken, denn die weißen Wächter mit ihren schwarzen Helfern patrouillierten unablässig in ihrem Gebiet auf und ab. Kurz vor Mitternacht erreichten wir Otjiwarongo, das Ziel des Tages. Heute nacht konnten wir also noch mal echt europäisch, Zimmer mit Bad, Frühstück mit fünf Gängen, übernachten.

Früh am nächsten Morgen ging es weiter nach Outjo, das wir am späten Vormittag erreichten. Der Bus wurde vollgetankt und auch wir hielten uns wacker, denn schließlich mußte der Staub, den wir in rauen Mengen geschluckt hatten, ja runtergespült werden. Gleichzeitig wurden in der „Gepäckabteilung“ einige Kisten Bier, etliche Brandy- und Whiskyflaschen und Limonade für die Damen verstaubt. Wir würden ja am Abend wieder Durst bekommen. Nach kurzem Aufenthalt ging es weiter. Die Straße war wunderbar breit, sandig, mit Wellblech bedeckt und enthielt so manche Querrinne, auf die man nicht vorbereitet war. Man fand sich also des öfteren unter der Decke des Busses wieder und fluchte über den Staub, der in dicken Schwaden vom Boden aufstieg. Teilweise wurde es so schlimm, daß wir uns feuchte Taschentücher vor unseren Mund banden, um einigermaßen atmen zu können.

Am frühen Nachmittag erreichten wir Okaukuejo, das erste Kamp in der Etosha-Pfanne. Raus aus dem Bus und die Zelte aufgestellt, war eins. Die Damen machten inzwischen belegte Brote und kochten Kaffee. Knapp eine Stunde später saßen wir schon wieder im Bus und ab ging es in die Umgebung, denn wir waren ja in die Pfanne gekommen, um Wild zu beobachten.

Kaum zehn Minuten später war es dann soweit: „Da, da, hast du das gesehen? Kudus, mindestens 25 Stück. Anhalten, anhalten!“ — „Mensch, mach doch nicht so einen Krach, die laufen doch gleich weg.“ — „Quatsch keine Opern, die sind viel zu neugierig, guck dir das doch an, wie die hierüber äugen, die haben sicher noch nie Menschen gesehen.“ — „Du Idiot, dies ist